

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCIII. Nr. 3.

BRAUNSCHWEIG.

16. Januar 1908.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagsbehandlung gestattet.

Die Botokuden in Südbrasilien.

Von Gustav von Koenigswald. Karlsruhe i. B.

Mit 2 Abbildungen.

Unter der Benennung „Botokuden“ fassen die Brasilianer verschiedene Indianerstämme zusammen, die unter sich in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen und auch örtlich weit voneinander getrennt leben. Es ist vielmehr ein Schimpfname, den die portugiesischen Kolonisten zuerst gegen die kriegerischen Aymorés anwendeten, die im Gebiete des Rio Doce und des Jequitinhonha leben, und unter deren Angriffen die ersten Ansiedlungen im südlichen Bahia, besonders die von Porto Seguro (1503 gegründet), Ilhéos (1535) und auch noch die später gegründeten Kolonien am Rio Mucury und Rio S. Mathus stark zu leiden hatten. Die Weißen lagen in stetem Krieg mit diesen grausamen Wilden, die sie wegen der durch enorme Holzscheiben (flache Rundscheiben aus dem leichten Bombaxholz, die oft einen Durchmesser von 10 bis 12 cm aufweisen) entstellten Unterlippe und Ohren verächtlich Botocudos¹⁾ nannten, ein Spottname, der später auch auf andere feindliche Stämme, die ähnlichen Gesichtschmuck zeigten, übergang und allgemein gebräuchlich wurde. Verschiedene dieser sogenannten Botokudenstämme, wie die Puris in den Staaten Rio de Janeiro und S. Paulo (im Parahybagebiet), sind gänzlich ausgerottet oder in der Bevölkerung aufgegangen; die Aymorés haben ebenfalls seit vielen Jahren mit den weißen Nachbarn Frieden geschlossen und sind sesshaft geworden, und nur in Südbrasilien, in einem auf der Grenze von Paraná und Sta. Catharina gelegenen waldreichen Gebiet existieren noch heute Botokuden, die, von der Zivilisation von allen Seiten längst eingeschlossen, ihr Land mit äußerster Zähigkeit verteidigen und auf ständigem Kriegsfuß mit den Weißen als ihren geschworenen Todfeinden stehen. Die von diesen Wilden beherrschten Gründe haben eine Ausdehnung von mehreren tausend Quadratkilometern; sie haben den mittleren Iguassú und den ihm von links zuströmenden Rio Negro als natürliche, wenn auch nicht immer respektierte Grenze im Norden und erstrecken sich von dort zwischen der Serra do Mar (östlich) und dem Rio Timbó (westlich) in südlicher Richtung bis tief in das quellen- und waldreiche Hochland von Sta. Catharina hinein.

Allerdings werden diese Grenzen immer enger gezogen, an allen Seiten sind schon Kolonien angelegt, und viele Ansiedler schieben ihre Besitzungen allmählich

weiter in das Botokudengebiet vor. Die Rechtsbegriffe der Weißen, die den Indianern das Land ohne Skrupel und, wenn es sein muß, mit Gewalt nehmen, sind in diesem Falle nicht besser als die der Wilden, die sich zeitweilig an den Pflanzungen und Viehbeständen der Kolonisten vergreifen, ohne sich eines Unrechts bewußt zu sein.

Wären nicht die Schußwaffen der Weißen, deren Überlegenheit gegen ihre eigenen Waffen sie oftmals genug zu ihrem großen Nachteil empfunden haben, so würden die Ausfälle der Botokuden gegen die nachbarlichen Eindringlinge weit häufiger sein. Die Wilden wissen, daß die stete Angst die Bewohner, die sich in der Nähe ihres Gebietes angesiedelt haben, äußerst vorsichtig macht, und lassen deshalb oft Jahre vergehen, ehe sie hier oder dort auftauchen. Haben sie aber den Plan zu einem Überfall einmal gefaßt, so überwachen sie tage- und selbst wochenlang das betreffende Haus oder die sonstige Örtlichkeit, um genau die Zahl der Personen und deren Gewohnheiten auszukundschaften und die ahnungslosen Insassen bei erster Gelegenheit zu überumpeln. Sie wählen meistens die frühen Morgenstunden, seltener den späten Abend dazu, um im Dämmerlicht das Haus zu überfallen und die aus dem Schlafe aufgeschreckten Leute mit Keulen (Abb. 2J) zu erschlagen oder mit Lanzen (Abb. 2K) zu erstechen. Wer den Wilden in die Hände fällt, wird ermordet, selten daß sie junge Frauen und Kinder leben lassen und als Gefangene in den Wald mitschleppen. Geplündert wird wenig, nur was sie an Messern, Scheren, Sägen und anderen eisernen Sachen, die sie zur Anfertigung von Lanzen- und Pfeilspitzen verwenden, erbeuten können, wird in Körben und Säcken mitgeführt. Bevor sie aber dann den Schauplatz ihrer Greuelthaten verlassen, wird alles kurz und klein geschlagen und gewöhnlich dem Feuer übergeben.

Der Siegestaumel macht die Botokuden nicht blind, sie wissen, daß ihre Tat in kürzester Zeit, oft in wenigen Stunden schon in der Nachbarschaft bekannt sein wird, und flüchten sofort und so weit als möglich in den dichten Wald und in eine ganz andere Gegend. Bei dem bedeutenden Vorsprung und der genauen Ortskenntnis des Feindes ist jede Verfolgung aussichtslos, und die aufgebrachten Kolonisten begnügen sich denn auch meist damit, eine spätere Gelegenheit zur Vergeltung abzuwarten.

Überfälle auf offenem Felde und auf der Straße kommen ebenfalls öfter vor. Hier suchen die Indianer

¹⁾ Botocudos = Spund- oder Pflockträger, von botoque = Spund oder Spundloch.

ihrem Opfer mit dem Pfeil beizukommen, der aus sicherem Versteck auf bedeutende Entfernungen geschossen wird. Die starken Pfeile tragen entweder eine scharfgeschliffene doppelschneidige Eisenspitze (Abb. 2 C bis E), oder eine sehr lange, einseitig sägeartig mit Widerhaken besetzte Spitze aus dem härtesten Holz (Abb. 2 B), die ganz fürchterliche Wunden reißt. Der Länge der Pfeile entspricht auch der riesige Bogen, der in ähnlicher Größe kaum noch von einem anderen Stamm geführt wird. Die Botokuden müssen ganz ungewöhnlich kräftige Menschen sein; denn sie durchschießen noch auf 25 bis 30 m ein Maultier mitsamt dem Sattelzeug, von einem Menschen gar nicht zu reden. In Rio dos Patos, am Iguassú, zeigte mir ein Kolonist ein zölliges, von einem Pfeil durchschossenes Pinheirostakett aus einer Umzäunung, hinter der er bei einem Überfall Schutz vor den Botokuden gesucht hatte. Der riesige Pfeil, der noch in dem Brett steckte, hatte es um mehrere Zoll mit der scharfen, eisernen Spitze durchschlagen und fast sein Ziel erreicht.

Bei der kolossalen Kraft, die die Botokuden beim Pfeilschießen aufwenden müssen, ist es leicht begreiflich, daß sie nur ein ruhiges Ziel mit Sicherheit treffen können. Das ist auch allgemein bekannt, und deshalb bleiben die Jäger oder die in größeren Trupps mit Lasttieren reisenden Kaufleute, die eine der durch das Indianergebiet führenden Landstraßen benutzen, in steter Bewegung, sobald sie sich von den Botokuden verfolgt wähnen. Die Wilden haben die Gewohnheit, unter dem Schutze des dichten Unterholzes die schwer bewaffneten Passanten der Waldstraße oft meilenweit zu verfolgen. Sie treten ihnen nicht offen entgegen, da sie, wie gesagt, die Revolver und andere Feuerwaffen besonders fürchten, versuchen aber durch Tierstimmen oder Anschläge an Bäume die Aufmerksamkeit der Reisenden zu erregen und sie zum Horchen zu veranlassen, um ihnen dann beim Stillstehen den tödlichen Pfeil senden zu können. Manches schlichte Holzkreuz ist schon errichtet, die Stellen bezeichnend, wo Weiße auf diese Art den Tod fanden.

Da den Botokuden nur in ihrem eigenen Gebiet beizukommen ist, unternehmen die Weißen oft größere Racheexpeditionen, die sogenannten Bugrejagden. Bugre ist ein Name, der so viel als wilder Indianer bedeutet, im Gegensatz zu den Caboclos oder Mansos, den gezähmten. Es gibt Leute unter den Ansiedlern, die, im Lande geboren und aufgewachsen, die Gewohnheiten der Botokuden genau kennen und als Bugreiros (Indianerjäger) die Vernichtung der Botokuden sich zur Lebensaufgabe gemacht haben. Meist sind es Personen, die durch die Wilden Familienmitglieder verloren haben und nun alles daran setzen, deren Tod zu rächen. In Porto União da Victoria, einem aufblühenden Städtchen am Iguassú und unfern der Botokudengrenze, lernte ich auf meiner letzten Reise vor drei Jahren den bekanntesten der Bugreiros, Thomas Padilla, kennen und konnte durch ihn manches Interessante aus dem Leben der von ihm bekämpften Wilden erfahren. Thomas ist ein Hüne von Gestalt, mit einem von schwarzem Vollbart und Haupthaar umrahmten Gesicht, aus dessen energischen Zügen Mut und Entschlossenheit sprechen. Er steht in den dreißiger Jahren, hatte damals bereits zwei Expeditionen mit Erfolg geleitet und war eben dabei, für eine neue die Vorbereitungen zu treffen. Er warb schon die Teilnehmer im voraus dazu, die er namentlich unter den Verwandten der von den Botokuden ermordeten oder geschädigten Ansiedler in genügender Zahl fand, während die Nichtbeteiligten, d. h. die Familien, die keine Jäger stellen, die Expedition durch Geld, Lebensmittel und Waffen unterstützen. Inzwischen

habe ich erfahren, daß Padilla im Laufe des Jahres 1907 die Expedition mit einigem Erfolg ausgeführt hat, aber weitere Einzelheiten sind mir darüber nicht bekannt geworden.

Der Bugreiro ist immer auf dem Qui-vive, er sehnt sich förmlich nach dem Kommen der verhaßten Wilden, um mit ihnen abrechnen zu können. Aber monatelang, oft jahrelang bleiben die nomadisierenden Botokuden in einer Gegend unsichtbar, bis dann plötzlich die Plünderungen in den Pflanzungen und auf den Weiden die Kolonisten auf die Nähe der gefährlichen Gesellschaft aufmerksam machen. Dann sucht der herbeigerufene Bugreiro die Spuren der Wilden zu verfolgen, ihre ungefähre Zahl zu erkunden und nach ihrem Sitz von Bergen oder auch von hohen Bäumen her vorsichtig Umschau zu halten, besonders an windstillen Tagen, wo die unscheinbare Rauchsäule des Lagerfeuers geradlinig bis über die alles verdeckenden Baumkronen steigt. Es gehört ein Falkenauge dazu, den kaum bemerkbaren Rauch in der Ferne zu erkennen, und ein großer Mut, den unbekanntem Wald auszukundschaften. Der Späher vermeidet jeden Weg und Steg, um sich nicht zu verraten oder in die gefährlichen Fallgruben zu stürzen, und muß oft weite Strecken über den Boden kriechen, nur um kein zu großes Geräusch in dem dichten Unterholz zu machen. Hat er dann endlich, nach Tagen vielleicht, das Lager entdeckt, so heißt es ebenso sorgfältig wieder den Rückweg antreten. Liegt alles soweit günstig, so werden die Kriegsteilnehmer, gewöhnlich 8 bis 10 Mann, verständigt, die, mit mehrtägigem Proviant versehen, unter der Führung des Bugreiro die gefährvolle „Jagd“ unternehmen. Sie sind mit Feuerwaffen versehen, aber ihre Hauptwaffe im Nahkampf ist der scharfgeschliffene Facão, ein langes Waldmesser, das sie vorzüglich zu handhaben wissen. Die unerschrockenen Leute gehen mit der größten Achtsamkeit vor, da es nicht leicht ist, die verschlagenen Indianer zu überlisten. Ist es ihnen aber nach unsäglichen Mühen geglückt, sich bis in die Nähe des aus einer großen Hütte bestehenden Lagers heran zu schleichen, so wird Halt gemacht und absolute Ruhe bewahrt. Ein lautes Wort, ein Niesen oder Husten würde die Botokuden sofort aufmerksam machen und den Erfolg der Expedition in Frage stellen. So warten die Jäger bis in die Nacht, um im ersten Morgengrauen vorzurücken und in die lange, durch die verglimmenden Feuer schwach erleuchtete Hütte, wo der ganze Stamm arglos schläft, überraschend einzudringen. Mit dem Facão in der Hand bahnen die sich wie Rasende gebärdenden Weißen ihren Weg zwischen die Schläfer, um im ersten Anlauf so viele als möglich niederzustechen, einerlei, ob Männer, Weiber oder Kinder. In wenigen Minuten ist der Boden mit Leichen bedeckt, und noch ehe die verwirrten Wilden sich sammeln und an eine energische Verteidigung denken können, treten die Weißen auch schon den Rückzug an, mit wohlgezielten Schüssen sich die Verfolger vom Leibe haltend.

Aber nicht immer verlaufen die Überfälle günstig. Mancher Jäger ist den Keulen der Wilden erlegen oder, schon auf dem Rückweg begriffen, in die sorgfältig verdeckten Gruben gebrochen und auf dem in der Mitte eingerammten Pfahl aufgespießt worden. Bei dem Versuch, den Unglücklichen aus seiner fürchterlichen Lage zu befreien, sind die Leute gefährdet, von den Bugres aus dem Dickicht heraus mit Pfeilen beschossen zu werden, und oft fordert ein solches Rettungswerk weitere Opfer. Die Verwundungen sind gewöhnlich so schwer, daß die Aufgespießten oder Angeschossenen selten mit dem Leben davonkommen oder doch dem Siechtum verfallen.

Die mit spitzen Pfählen versehenen tiefen Fallgruben und auch die kleineren mit Fußangeln aus scharfen Taquarasplintern sind ein nicht zu unterschätzendes Verteidigungsmittel der Botokuden, die damit die Zugänge zu den Lagerstellen und auch die Laufwege sichern. Die Weißen sehen deshalb auch von einer Verfolgung der Wilden im Walde ab, da diese die Flucht über die unkenntlich gemachten Fallen nehmen, die den Nichteingeweihten stets zum Verderben werden. Es ist bewunderungswürdig, wie die Stammesgenossen durch kaum merkbare Zeichen die Örtlichkeit der Gruben so deutlich zu machen wissen, daß sie genau hinüberspringen oder vorbeilaufen können.

Neben der großen Pfahlgrube, die stets in der Wegmitte angelegt ist, sind auch noch weniger tiefe Fußangelgruben am Wegesrand angebracht, die ihn ebenfalls gefährlich machen. Die Gruben liegen meist an solchen Stellen, wo die Botokuden von einem Hinterhalt aus den Weg auf eine recht lange Strecke mit ihren Pfeilen bestreichen können.

Von dem Leben und Treiben der Botokuden ist wenig bekannt geworden. Sie sind ganz unzugängliche Menschen, die nicht allein die Weißen, sondern auch die benachbarten Coroados als ihre Todfeinde hassen und morden. Diese blutigen Fehden sind schon traditionell geworden; sie haben Jahrhunderte über gedauert und werden auch erst mit dem Falle des letzten der tapferen Botokudenkrieger beendet sein. An eine Unterwerfung ist nicht zu denken, selbst jede Annäherung oder der Anschluß an die Weißen, wie sie mehrfach von Missionaren (so von Joaquim Francisco Lopes 1868 und 1877) und anderen Menschenfreunden versucht worden sind, werden von den Bugres mit Stolz und vielleicht auch mit Mißtrauen auf das entschiedenste zurückgewiesen. Die Schandtaten, die die weißen Eroberer sich gegen ihre Vorfahren und Stammesgenossen haben zuschulden kommen lassen, sind zu groß, um jemals vergessen zu werden. Auch die Kolonisten tragen durch ihre Übergriffe dazu bei, das glühende Rachegefühl stets wieder von neuem anzufachen. In lobenswerter Weise haben die brasilianischen Staatsregierungen die Indianerjagden zwar verboten, sie selbst nehmen auch keinen Anteil daran, dulden aber stillschweigend, daß solche von Zeit zu Zeit unternommen werden. Blut fordert Blut, heißt es auf beiden Seiten, und eine Schreckenstat kettet sich hier an die andere. Bald sind es die Weißen, bald die Wilden, die das Soll und Haben auf dem Vergeltungskonto auszugleichen suchen.

Der Haß gegen die Bleichgesichter, den die Botokuden schon mit der Muttermilch einsaugen, ist tief eingewurzelt und wird von den Kindern geteilt, die, falls sie in Gefangenschaft geraten (was jedoch selten geschieht), selbst bei der liebevollsten Behandlung die erste Gelegenheit benutzen, um in den Wald zu entkommen

und ihren Stamm wieder aufzusuchen. Neben der Liebe zu den Eltern ist es der ungebändigte Freiheitsdrang, der sie, wilden Vögeln gleich, zur Flucht drängt. Bislang ist es nicht gelungen, ein Botokudenkind (Abb. 1) längere Zeit zu halten, und die Kolonisten fürchten die Rache der aufgebrachten Bugres zu sehr, als daß sie den kleinen Wildling durch äußerste Mittel am Entlaufen hindern möchten. Eine zärtliche Liebe und ein inniges Zusammenleben scheint nicht allein die einzelnen Familienmitglieder, sondern auch die gesamten Stammesgenossen miteinander zu verbinden. Tote und Verwundete werden, wenn nur irgend möglich, selbst unter den größten Gefahren, mitgeschleppt, und gefangene Kinder (Erwachsene lassen sich überhaupt nicht gefangen nehmen) suchen sie stets wieder aus den Händen der Weißen zu befreien. Haben sie erst ausspioniert, wo

das Kind sich befindet, so verlieren sie den Ort nie aus den Augen, suchen sich am Tage bis in die Nähe heranzuschleichen oder umkreisen ihn vorsichtig unter dem Schutze der Dunkelheit, um dem Gefangenen dann ihre Anwesenheit durch nachgeahmte Tierstimmen zu verraten und ihn zum Entweichen anzuspornen.

Man nimmt an, daß der Stamm, der immerhin noch auf mehrere hundert Mitglieder geschätzt wird, einige feste Wohnplätze und auch kleinere Kulturen in den schwer zugänglichen und völlig unbekanntem Gebirgsgegenden seines Gebietes besitzt. Von dort aus streifen die wanderlustigen Wilden bei Beginn der günstigeren Jahreszeit (Herbst und Winter), die mit der Fruchtreife zusammenfällt, zunächst durch die Laubwälder auf der Suche nach den verschiedensten Myrtenfrüchten, Goyaven u. a. Später geht es in die Araukarienwälder, wo die reife Frucht der stolzen Brasilianne²⁾ eine ganz besondere Anziehungskraft nicht allein auf die Indianer, sondern auch auf die Tierwelt ausübt. Wildschweine, Affen, Rehe, zahl-

reiche Nager, Papageien, Waldhühner u. a. werden durch die wohlschmeckenden Pinhas herbeigelockt, gefolgt von Jaguaren, Pumas und anderen Räubern, die sich ihrerseits aus der naschenden Gesellschaft ihre Opfer holen.

Das ist die Zeit des Überflusses für die Wilden, die



Abb. 1. Ein Botokudenjunge.

Nach dem Leben gez. von A. Zimmermann, S. Paulo. Dieser aufgeweckte Knabe im ungefähren Alter von 9 Jahren wurde bei einem Überfall von den Kolonisten gefangen genommen, entwichte aber bald wieder trotz der liebevollsten Pflege, die man ihm zuteil werden ließ. Die Unterlippe zeigt bereits die für die Männer charakteristische Durchlochung für den Lippenpflock.

²⁾ Der hier in Betracht kommende Baum ist der Pinheiro (portugiesisch) oder Curi (tupi) — *Araucaria brasiliensis*, Rich. —, der auf dem Hochlande des südlichen Brasiliens in ungeheuren Waldungen (Pinhal oder Pinheiral) vorkommt, und dessen runder, oft kinderkopfgroßer Holzapfen (Pinhão) den flügellosen, fingerdicken Samen (Pinha) enthält. Diese Pinhas besitzen einen sehr fleischigen Kern, der im Geschmack die Mitte zwischen Nuß und Kastanie hält und auch von der weißen Bevölkerung gern gegessen wird. Das Holz (Pinho) findet eine unserem Tannenholz ähnliche Verwendung. Die Bedeutung des wichtigen Baumes erhellt aus den vielen Lokalnamen in der betreffenden Region, wie Pinhal, Pinhaes, Pinheiro, Pinheiros, Pinheirinho, Pinhão, Pinhãozinho, Curi, Curitiba, Araucaria usw.

in Jagd und Pinhanüssen schwelgen. Sie verstehen, die geraden, astlosen Stämme der 20 bis 40 m hohen Pinheiros mittels eines Lederriemens sehr gewandt zu erklettern, gebrauchen aber auch dickköpfige Pfeile (Abb. 2F) zum Herabschießen der Früchte. Von den dicken Samenkernen legen sie größere Vorräte für den Winter an, um daraus nach Bedarf ein vorzüglich schmeckendes und nahrhaftes Mehl zu bereiten. Um die Haltbarkeit der Pinhas zu erhöhen und zu verlängern, legen sie sie in Wasser und lassen sie dann in der Sonne scharf trocknen.

Die Jagd wird von den Botokuden mit großer Geschicklichkeit und allerlei Listen betrieben. Da sie im dichten Gebüsch und beim flüchtigen Wild den Pfeil schlecht gebrauchen können, verwenden sie vielfach Gruben, Fallen und Schlingen. Bei der Jagd auf Tapire, ihre Lieblingsspeise, bringen die schlaun Wilden Lanzen in schräger Stellung und zwischen Gräsern versteckt so auf den Wechselfad, daß das aufgeschreckte, furchtsame Tier auf der hastigen Flucht zum rettenden Wasser sich mit aller Wucht selbst aufspießt.

Im Kampfe mit dem Jaguar verwenden sie ebenfalls die Lanze (Abb. 2K), mit der sie in gebückter Stellung die wütende Katze im Ansprunge auffangen. Übrigens wird diese Kampfform auch von den halblütigen Brasilianern (Caboclos) geübt. So lernte ich im Innern von Paraná einen alten Tigerjäger kennen, der 17 Jaguare auf diese Weise gespießt hatte, beim letzten aber doch von einem Tatzenschlage erreicht wurde, der ihm den einen Arm zerfleischt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrfach mit Jaguaren zu tun gehabt und auch einige geschossen, aber eine Begegnung mit diesem starken Raubtier hat immer etwas Aufregendes, und ich bewundere deshalb die Ruhe und Unerschrockenheit dieser Leute außerordentlich, die nur mit der primitiven Waffe in der Hand ihm auf den Leib rücken. Übrigens nimmt lange nicht jeder Jaguar den ihm angebotenen Kampf auf (der Puma, unverwundet, nie), und viele ziehen sich mißtrauisch vor dem Menschen zurück. Wildschweine, die in großen Rudeln die Wälder durchziehen, werden umstellt und mit Pfeilen erlegt, aber auch, wie andere Tiere, viel in Gruben, Fuß- oder Kopfschlingen gefangen. Zum Erlegen der Vögel gebrauchen die Wilden dickköpfige, vorn mit einer stumpfen Spitze versehene Pfeile (Abb. 2G), mit denen sie sie aus den höchsten Baumgipfeln herabholen.

Die Botokuden verlassen selten den Wald und dann jeweils nur, um Überfälle oder Räubereien in den Ansiedlungen zu unternehmen. Sie haben es besonders auf Mais abgesehen und holen sich auch ab und zu ein Stück Vieh, das sie auf den Weidepfaden durch sehr geschickt gelegte Fußschlingen unauffällig fangen und nur im Notfalle mit Wurfschlingen (Lassos) oder mit Wurfkugeln (Bolas) auf dem offenen Felde jagen. Es verdient Erwähnung, daß diese Wilden, wie übrigens die meisten Indianer, das Fleisch von Pferden, Eseln und Maultieren als Leckerbissen betrachten, während sie vom Rind nur das Fett, aber selten und nur beim größten Hunger das Fleisch genießen.

Die Bugres sind über die benachbarten Ansiedler meist gut orientiert und machen auch gewisse Unterschiede mit solchen, die ihr Gebiet respektieren und ihre gelegentlichen Räubereien ruhig durchgehen lassen. Ich sprach mehrfach mit Kolonisten, die niemals etwas gegen die Wilden unternommen haben und die sich deshalb ganz sicher vor ihnen fühlen.

Man ist gewohnt, jeden Botokuden als ein Monstrum horrendum zu betrachten. Diese Vorstellung auch auf die Bugres von Paraná anzuwenden, wäre ebenso falsch,

als die ihnen zu Unrecht gegebene Bezeichnung Botocudos. Nur die Männer tragen bei ihnen in der durchlochten Unterlippe einen zierlichen Lippenpflock (Tembetá) gewissermaßen als Zeichen ihrer Würde, vermeiden aber jeden weiteren Schmuck, sehr zum Vorteil des nicht unsympathischen Gesichtes, aus dem jegliches Barthaar mit Sorgfalt entfernt gehalten wird. Man sagt diesen Wilden einen hohen Wuchs nach und einen wohlgeformten Körper, der in paradiesischer Nacktheit allen Unbilden der Witterung trotzt. Selbst im strengsten Winter, wo die Temperatur auf den Gefrierpunkt und selbst darunter sinkt, sollen sie sich so ziemlich jeglicher Bekleidung enthalten.

Als ein nomadisches Jägervolk leben die Botokuden in einer kaum zu übertreffenden Einfachheit, die auch aus ihren Waffen spricht, welche ganz auf den kriegerischen Geist des Stammes hindeuten. Die Sachen sind immer gut gearbeitet, man sieht es ihnen aber an, daß bei ihrer Herstellung nur der Zweck maßgebend war und von jeglicher Verzierung abgesehen wurde.

Die gewaltigen, geradgestreckten, über 2 $\frac{1}{2}$ m hohen Bögen (Abb. 2A) sind aus dem äußerst zähen, roten Holz einer als Páo d'Arco bekannten Bignonia verfertigt und mit einer aus Pflanzenfasern hergestellten straff gespannten Schnur nur ganz wenig gekrümmt. Das Bogenholz ist der besseren Handhabung wegen meist ganz mit Baumbast (Embira) umwickelt bis genau auf die Mitte, wo ein etwa 5 cm breites Stück für das Anlegen der Pfeile frei bleibt.

Die 1,6 bis 1,8 m langen, aus kräftigen Taquarahalmen hergestellten Pfeile tragen ihrer Verwendung entsprechende, verschiedenartige Spitzen. Die Kriegspfeile (Abb. 2B) zeigen fast immer die aus gestohlenem Eisen in den verschiedensten Formen gearbeiteten doppel-schneidigen Spitzen (Abb. 2C bis E), die sorgfältig in einem über 50 cm langen, in den Rohrschaft eingeführten Vorschafte aus festem Holz zur Erzielung der nötigen Stabilität eingesetzt sind. Neben den Eisenspitzen benutzen die Bugres auch noch die althergebrachten, einseitig mit Widerhaken versehenen Holzspitzen (Abb. 2B), die bei ihren Pfeilen eine ganz ungewöhnliche Länge erreichen. Ich besitze mehrere solche für Kriegs- und Jagdzwecke gebräuchliche Pfeile, deren Spitzen aus dem harten Páo d'Arco über 60 cm lang sind und 30 bis 42 Widerhaken aufweisen. Für die Jagd auf Vögel und kleinere Tiere werden Pfeile mit stark konisch verlaufendem dicken stumpfen Pfeilkopf (Abb. 2G) und ähnliche auch für das Herabschießen der Pinhões (Abb. 2F) verwendet. Die Pfeilspitzen werden mit Wachs oder Harz eingelassen und von außen mit Baumbast befestigt. Charakteristisch für die Botokudenpfeile ist deren Befederung, die meist aus zwei breiten etwa 20 cm langen Schwanzfedern, selten aus Flügelfedern besteht und ganz dicht über dem Einschnitt mit feinem Fasergarn befestigt ist. Vergiftete Pfeile sind den Bugres unbekannt, ebenso sind Pfeilspitzen aus Feuerstein, Quarz oder Kristall und auch Steinbeile bei ihnen nicht mehr gebräuchlich. Die Berührung mit den Weißen hat ihnen das Eisen gebracht und sie damit der Steinzeit längst entrückt.

Als weitere ganz gefährliche Waffen sind die mit riesigen Eisenspitzen versehenen kantigen, aus hartem Holz gearbeiteten Lanzen (Abb. 2K) und die meterhohen schweren Keulen (Abb. 2J) zu nennen. Es kommt oft vor, daß die Wilden die zum tödlichen Schlage gebrauchte Keule auf die Leiche legen, gleichsam zum Hohn und um anzukünden, daß sie es gewesen sind.

Wurfkugeln (Bolas) sind von vielen Kampfindianern bekannt geworden, aber von dieser bald mit drei,

bald auch nur mit einer Kugel versehenen Waffe ist die bei den Botokuden gebräuchliche zweikugelige (Abb. 2H) ganz verschieden. Die beiden mit ungegerbter Haut überzogenen Steinkugeln sind mit einem über 2 m langen, aus zwei rohen Hautstreifen gedrehten Riemen verbunden. Diese Wurfkugeln werden von den Wilden in der Weise geschleudert, daß sie die eine Kugel in die Hand nehmen und die andere mit dem langen Riemen mehrfach um den Kopf wirbeln, um dann, loslassend, das Ziel selbst auf größere Entfernungen sicher zu treffen. Gewöhnlich sind es die Beine, auf die gezielt wird und die beim Treffen durch den starken unzerreißlichen Riemen mit aller Wucht umwickelt werden, so daß das betreffende Tier sofort zu Fall gebracht wird. Auch im Kampfe gegen den Menschen sind die Bolas sehr gefürchtet, und ein Entrennen ist fast unmöglich.

Die Töpferei und die Webkunst scheint bei den Botokuden auf einer niedrigen Stufe zu stehen. Sie arbeiten grobe Tonwaren und bereiten aus verschiedenen Pflanzenfasern Fäden, die sie zur Befestigung der Pfeilfedern, zur Herstellung der Bogensehnen und des netzartigen Vorratsbeutels u. a. benutzen. An Flechtarbeiten sind es Matten und besonders Körbe aus gespaltenen Taquarahalmen, die bei ihnen eine vielseitige Verwendung finden. Alle diese Gegenstände sind zwar zweckentsprechend, aber in kunstlosen Formen hergestellt, ganz im Charakter der Nomadenvölker.

Es ist bekannt, daß die Botokuden keine Kanus besitzen, und viele haben darin eine Rückständigkeit derselben sehen wollen. Nach meiner Ansicht liegt dem eine wohlberechnete Taktik zugrunde, indem sich die Wilden dadurch nicht der Gefahr aussetzen, daß die Kanus von ihren Feinden genommen und zu ihrer eigenen Verfolgung benutzt werden können. Sie selbst sind ja vorzügliche Schwimmer, die mit der größten Leichtigkeit die breitesten Flüsse durchkreuzen. Sind aber kleine Kinder und Gepäck mitzunehmen, so behelfen sich die Bugres mit der Herstellung kleiner, gut tragender Flöße aus drei Bündeln Taquarahalmen, die sie rittlings benutzen. Solche Notflöße sind in wenigen Minuten zusammengestellt und auch ebenso schnell nach der Überfahrt wieder vernichtet. Dadurch sind sie von keinen bestimmten Übergangstellen abhängig, wo ihnen die Kanus leicht zum Verräter würden. Überhaupt vermeiden die Wilden alles, was die Aufmerksamkeit ihrer Feinde erregen könnte. Selbst mit ihren Spuren sind sie vorsichtig und ziehen auf einem weichen Boden deshalb die Füße derart ein, daß sie nur die

Globus XCIII. Nr. 3.

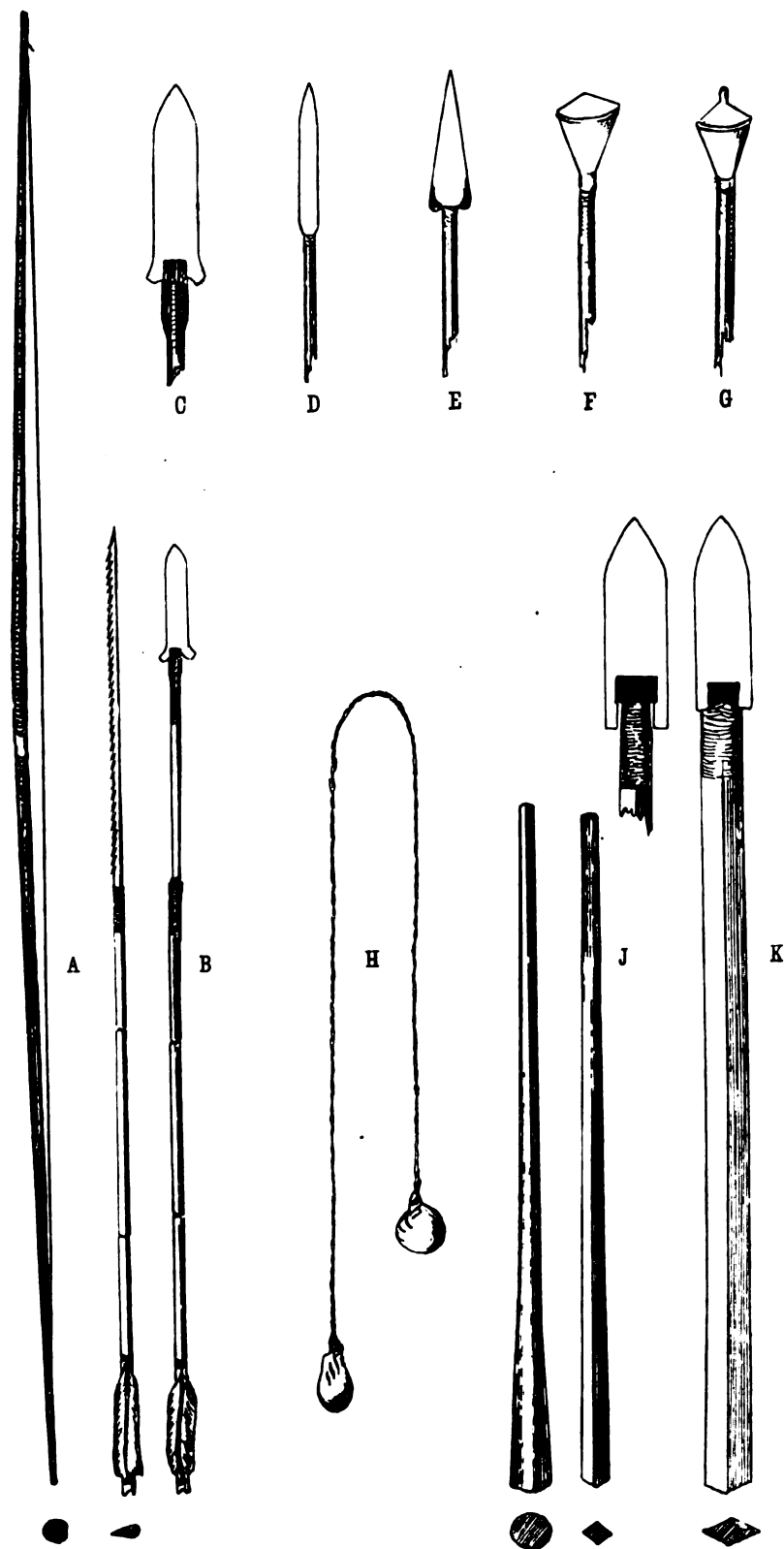


Abb. 2. Botokudenwaffen. Gez. v. Verf.

A Bogen. B Kriegspfeile, links mit der altgebräuchlichen, einseitig mit Widerhaken versehenen Holzspitze; rechts mit der auf einem Vorscheit aufgesetzten Eisen- spitze. C, D, E Verschiedene eiserne Pfeilspitzen. F Dickköpfige, konisch verlaufende Holzspitze zum Herabschießen der Tannenzapfen. G Ähnliche dickköpfige Holzspitze zum Erlegen von Vögeln und kleinerem Wild. H Wurfkugeln (die linke, längliche Kugel wird in die Hand genommen). I Schwere Holzkeulen, die meistens rundlich (links), seltener kantig (rechts) sind. K Vierkantige Lanze mit breiter Eisenspitze. (Sämtliche Originale befinden sich in der ethnographischen Sammlung des Verfassers.)

Außenseite der Sohle aufsetzen und ganz unkenntliche Eindrücke hinterlassen. Bei der Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der sie den Wald durchstreifen, ist daher eine Verfolgung ganz unmöglich.

Die Botokuden bauen große, mit Palmenblättern gedeckte Hütten, in denen der ganze Stamm oder jedenfalls doch sehr viele Familien gemeinsam untergebracht werden. Je nach der Zahl der Einwohner erreicht ein solches Familienlager eine oft ganz bedeutende Größe. Auf dem Gang, der der Länge nach die Hütte in zwei Lager teilt, wird in der Nacht Feuer unterhalten, gegen das die Schläfer die Füße richten, während sie mit dem Kopfe nach der Außenwand hin liegen.

Wer sind nun diese Botokuden? Die Frage nach der Zugehörigkeit des Stammes zu einer bekannten Gruppe ist noch nie eingehend erörtert worden. Man ist gewöhnt, nur gelegentlich einmal von ihren Überfällen zu hören, die dann von den Weißen mit Repressalien beantwortet werden. Allgemein werden sie für Tapuyás³⁾ gehalten, die man bislang noch nicht näher in die große Indianerfamilie einreihen konnte. Nach meinen langjährigen Studien bin ich aber zu einem ganz entgegengesetzten Resultat gekommen. Diese sogenannten Botokuden bilden ohne Zweifel den letzten Rest der Carijós, jenes mächtigen Indianerstammes, der zur Zeit der Entdeckung Amerikas die brasilianische Küste zwischen Cananéa und Sta. Catharina beherrschte und dessen weites unbestrittenes Gebiet (bedeutend größer als das Deutsche Reich) bis an den Rio Paraguay reichte.

Während die Portugiesen in den ersten Jahrhunderten ihrer Besitzergreifung von Brasilien besonders das mittlere Küstenland zu kolonisieren suchten und dabei den ganzen Süden vernachlässigten, waren es die Spanier, die auf der Suche nach Gold und Edelsteinen schon 1535 und in den folgenden Jahren mit einer größeren Kriegsmacht unter Pedro Mendoza den Rio Paraná und Rio Paraguay erforschten und dabei in dem oberen Flußgebiete, der heutigen Republik Paraguay, die großen Ansiedlungen der Carijós antrafen, die über das ganze Land verteilt waren. Bereits 1537 wurde die volkreiche Carijóstadt Lampere von den Spaniern erobert und dort ein fester Platz, Asuncion, die heutige Hauptstadt, angelegt.

Ein deutscher Kriegsknecht, Ulrich Schmidel, der diesen Eroberungszug der Spanier von Anfang an mitgemacht hat und während 18 Jahren mit den Carijós bald als Verbündeter, bald als Gegner zu tun gehabt hat, gibt uns in seinen einfachen Schilderungen⁴⁾ die beste Beschreibung dieser Indianer. Er erzählt, daß die Spanier, mit den verschiedensten Stämmen verbündet, allmählich große Landstriche unterwarfen, wobei ihnen die Carijós den größten Widerstand leisteten. Er führt verschiedene ihrer großen Ortschaften wie Lampere, Froemidiere, Caraieba, Jubericsabaie, Weibingo u. a. auf, die alle erst erkämpft werden mußten, bevor die Carijós sich unterwarfen und endlich 1546 Frieden mit den weißen Eroberern schlossen.

Die Spanier gründeten verschiedene Plätze, z. B. Guaira (1557), Villa Rica de Espirito Santo (1576) und Santa Maria, in dem weiten Carijógebiet, das 1608 den Jesuiten als Feld ihrer Missionstätigkeit unterstellt

³⁾ Tapuyás, wörtlich Feinde, wurden die mit den an der Küste lebenden Tupis verfeindeten und auch nicht verwandten Indianerstämme des Innern genannt.

⁴⁾ Warhaftige Historien Einer Wunderbaren Schiffart, welche Ulrich Schmidel von Straubing von Anno 1534 biß Anno 1554 in Americam oder Neuwewelt bey Brasilia und Rio della Plata gethan. Frackfurt a. M. 1612. Editio Tertia.

wurde. Die damalige Jesuitenprovinz Guaira nahm den ganzen Westen des heutigen brasilianischen Staates Paraná ein. Die verschiedenen Ansiedlungen und neugegründeten Reduktionen, wie Sto. Ignacio Menor, S. Francisco Xavier, Iglesia, Copacabana, Candicé, zählten bald eine starke Bevölkerung christlicher Indianer, die besonders durch die vor den Einfällen der Mameluken⁵⁾ (1618 u. f.) flüchtenden Carijós auf über 100000 anwuchs. Die Paulistaner sahen mit scheelen Augen auf den benachbarten und verhaßten Jesuitenstaat, den sie in den Jahren 1630 bis 1632 mit Krieg überzogen und gänzlich vernichteten. Dabei wurden an 60000 Indianer als Gefangene nach S. Paulo und Rio de Janeiro geschleppt, um als Sklaven verkauft zu werden; ein kleiner Teil flüchtete, während die Jesuiten nach Aufgabe der sämtlichen 13 Guairareduktionen mit einem Rest von kaum 15000 südlich nach dem heutigen Misiones und Paraguay zogen.

Die von den Spaniern seßhaft gemachten Indianerstämme, in der großen Mehrheit Carijós, denen sich andere verwandte Stämme angeschlossen hatten, verloren sehr schnell die alten Sitten und Gebräuche. Besonders die Jesuiten trachteten danach, die kriegerischen, unter dem Namen Guaranies (Krieger) zusammengefaßten Stämme zu Ackerbauern und Handwerkern zu erziehen und sie durch Einführung einer allgemeinen Sprache, der Lingua Geral⁶⁾, zu einem einheitlichen Volke zu gestalten. Um einen Abfall oder Aufruhr der Indianer möglichst zu verhindern, wurde der Gebrauch der Waffen fast ganz eingeschränkt, wodurch sich auch der leichte Sieg der Paulistaner über die kampfungewohnten Reduktionaleute erklärt. Erst später, 1640, erhielten die in den Misiones untergebrachten Guaranies eine mehr kriegerische Ausbildung und wurden dann auch zum besseren Schutze mit Feuerwaffen ausgestattet.

Die älteren Autoren, wie auch die Jesuiten selbst, die in vielen Schriften über die Missionen berichten, erwähnen die von ihnen katechisierten Indianer stets als Guaranies, ohne auf die ethnologische Charakteristik der verschiedenen Stämme näher einzugehen. Wir müssen deshalb wieder auf Ulrich Schmidel zurückgreifen, der in seinem schon erwähnten Buche interessante Mitteilungen über das Leben der Carijós macht, die, mit den Beobachtungen über die Botokuden verglichen, den Schluß zulassen, auch wenn nicht andere Gründe dafür sprächen, daß die Botokuden den Rest jener wilden Carijós bilden, die sich noch rein erhalten haben und bis auf den heutigen Tag ihren alten Bräuchen nachhängen.

Schmidel erwähnt (a. a. O., S. 28): „Diese Carios haben ein groß und weyt Land jnnen, ungefehrlich bey 300 Meil wegs weyt und breyt . . . Die Mansbilder haben in den Leftzen ein kleines Löchlein, darinnen sie einen Gelben Cristallen, auff jhre Sprach Parabol genannt, zweyer Spannen lang und in der Dicken wie ein Federkül ist, stehen. Diß Volck, Mann und Frawen, Jung und Alt gehen alle Mutternackend, wie sie Gott auff die Welt erschaffen hat . . . Dieses Volck Carios

⁵⁾ In S. Paulo wurden die Mischlinge zwischen den Portugiesen und Indianerinnen, besonders aber deren Nachkommen Mamelucos genannt.

⁶⁾ Die Jesuiten verbesserten die Guaraniesprache, indem sie die schweren Nasal- und Gutturallaute durch die der Sprache fehlenden Konsonanten (f, j, l, n, v, z) ersetzten, die Grammatik durch Einführung der Deklination und der Hilfsverben erweiterten und für die fehlenden Benennungen und Zahlen (die Guaranies zählten nur bis 5) neue Ausdrücke schufen. Die so umgemodelte, mit festen Regeln und Formen versehene Sprache wurde Volks- und Schriftsprache und fand dann als die Lingua Geral die weitestgehende Verbreitung in Paraguay, Brasilien und Nordargentinien.

reiset weiter und mehr, dann kein Nation des gantzen Lands Rio della Plata, geben treffentliche Kriegsleuth zu Land, ihre Flecken oder Städt seind sehr hohes Lands, an dem Wasser Parabol⁷⁾.

An Kriegswaffen führt er (S. 29) „Bogen und Flitschen und Wehren“, auch „Brügel“ (Keulen) auf.

Als besonderes Verteidigungsmittel der Carijós fallen ihm die gefährlichen Gruben auf, die er bei den anderen Stämmen nicht fand. So sagt er (S. 29): „Sie haben auch gehabt Schantzgräben auch 15 Schritt von jrer Stattmaurn tieffe gruben bey 3 Mann hoch, darinnen in der mitte ein Spieß von harten Holz gesteckt, der doch nicht über die Erden auffgangen oben auff wie ein Nadel scharpf zugespitzt, solche Gruben haben sie mit Stroh zugedeckt, kleine Reißlein darüber geleet, und ein wenig Erden und Graß darauff geschüt, damit wann wir Christen jhnen nachlauffen wurden, oder ihre Stadt stürmen wolten, wir inn diesen Gruben uns verfielen . . .“

Bei jedem weiteren Kampf mit den Carijós erwähnt er stets die gefürchteten Fallgruben, (S. 48, 67 und 68), neben denen er auch die weniger tiefen Fußangelgruben (S. 67) beschreibt: „Sie hatten auch Gruben zugericht, und ein jede Gruben fünff oder sechs kleine Zaunstocklein vornen zugespitzt, wie ein Nadel geschlagen.“

Von der Grausamkeit der Carijós sagt Schmidel (S. 31): „Dann die Carios haben im Brauch, wann sie

⁷⁾ Parabol ist der heutige Rio Paraguay.

kriegen und obsiegen, so muß es alles daran, und haben kein Erbarmung über das Volck.“

Diese Beschreibung der Carijós paßt noch heute auf die Botokuden, so unverändert hat sich dieser Stamm durch die vier Jahrhunderte erhalten.

Ziehen wir weiter in Betracht, daß das sogenannte Botokudengebiet der letzte Rest jenes weiten Carijóslandes ist, der außerhalb der von den Spaniern bzw. Jesuiten unterworfenen, dann 1630 bis 1635 von den Paulistaner Sklavenjägern entvölkerten westlichen Zone (Guaira) liegt und der ebenso von der durch die Portugiesen erst später von Osten und Norden her allmählich in Paraná einsetzenden Zivilisation immer unberührt geblieben ist, so dürfen wir wohl als erwiesen annehmen, daß wir in den Bugres die letzten wilden Carijós vor uns haben, die in haßerfültem Groll und bitterster Feindschaft gegen die weißen Eroberer sich hier in den schwer zugänglichen Wäldern zu behaupten wußten. Von Jahr zu Jahr ist ihre Zahl kleiner, ihr Gebiet enger geworden, aber den Sitten ihrer Urväter sind sie treu geblieben, während die meisten ihrer Stammesgenossen, den Einflüssen der Weißen nachgebend, unter der Bezeichnung Guaranies längst in der zivilisierten Bevölkerung von Brasilien und Paraguay aufgegangen sind. Ein aufmerksamer Beobachter findet noch heute unter den Caboclos viele Typen, die in unverkennbarer Weise die charakteristischen Merkmale ihrer wilden Vorfahren tragen und in deren Adern Carijób- blut fließt.

Die Insektenwachs-Industrie in Szetschwan.

Vor kurzem sind im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin Ferdinand v. Richthofens Tagebücher über seine Reisen in China erschienen, die im Globus an anderer Stelle dieser Nummer besprochen sind. In seinen Tagebuchaufzeichnungen erwähnt Richthofen, während er durch Szetschwan von Tschöngtufu über Jatschou nach Kiatingfu reiste, die in Kiatingfu blühende Insektenwachs-Industrie. Das Produkt heißt Pela, der für seine Gewinnung nötige Baum Pelaschu. Unter dem 25. März 1872 bemerkt Richthofen in seinem Tagebuch über diesen Punkt¹⁾ folgendes.

Pela wird nur in Kiatingfu gewonnen. Der Pelaschu wird in der Ebene und an niederen Hügelseiten in großen Mengen kultiviert; er steht an Rainen und auf Feldern. Es ist ein niedriger Baum, der im Frühjahr schnell Zweige und Blätter treibt, vielleicht eine Art Sambucus. Er soll hier aber weder Blüten noch Früchte haben, die Vermehrung geschieht vielmehr durch Stecklinge, die ohne Schwierigkeit wachsen. Der Stamm erreicht bis 10 Zoll Durchmesser und wird kurz gehalten mit mehreren Aststümpfen, wie bei uns die Weiden. Das doppelt gefiederte Blatt schießt lang heraus. Es wird bestimmt versichert, daß hier kein anderer Baum zur Wachsbereitung verwendet wird.

Die Eier des Wachsinsektes kommen aus Kientschang (der Landschaft im Jangtsebogen zwischen dem Jalungkiang und dem Gebiete der unabhängigen Lolo). Dort kultiviert man den Wurm auf einem immergrünen Baum mit eiförmig zugespitzten Blättern, der auch hier wächst und Pankietsau genannt wird. Auf diesem Baum erzeugt das Insekt nur sehr wenig Wachs, legt aber Eier. Der Pelaschu würde in Kientschang auch gedeihen, aber dort ist das Land so wertvoll für die Kultur von Getreide und Feldfrüchten, daß die Wachsbereitung geringeren Vorteil bringen würde, während

¹⁾ Das Nachstehende kann als Probe für die Art, wie Richthofen seine Informationen aufzeichnete, gelten. Die Wachsgewinnung ist natürlich seitdem auch von anderen Reisenden beschrieben worden.

hier umgekehrt damit ein größerer Gewinn erzielt werden kann, als wenn man den Boden ausschließlich mit Feldfrüchten bebaute. Zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Monats, also im Mai, werden die kleinen Eibehälter von Kientschang herübergebracht; es soll dann ein wahres Strömen von Menschen hierher stattfinden. Die Eier werden nur von dort bezogen, nicht von Jünnan; sie werden auch hier nicht gewonnen, denn es ist für die Fortpflanzung der Insekten hier zu kalt, während das Klima von Kientschang bedeutend wärmer sein soll. Die Eibehälter sind von der Größe und Form einer Erbse, immer mit einer mehlig Substanz angefüllt und von bräunlicher Farbe. 300 von ihnen gehen auf 1 Taël Gewicht (38 g). 10 Taël Eierkapseln produzieren 2 bis 3 Kin (1 bis 1½ kg) Wachs. Man macht Kapseln aus den Blättern des Tungbaumes — sie dürfen angeblich von keinem anderen Baum sein — und tut in jede 6 bis 7 Eibehälter; dann bricht man kleine Zweige mit je zwei Blattstielen ab, befestigt die Blattkapseln an diese und hängt den kleinen Apparat an den Zweigen des Baumes auf; dies müssen Zweige vom vorhergehenden Jahr sein. Nach 3 bis 4 Tagen beginnen die Insekten auszukriechen und sich über die Zweige auszubreiten, die bald ganz von ihnen bedeckt sind. Es ist offenbar eine Art Blattlaus, nach der chinesischen Beschreibung rund, flach, ohne Beine, ohne Kopf, ohne Augen und von brauner Farbe. Nach und nach überzieht sich die Rinde mit dem wachsigem Sekret. Im siebenten Monat schneidet man die Zweige ab, streicht von jedem das Wachs ab und kocht es im Wasser; dann gießt man Wachs in Becken. Der einzelne Baum kann nur jedes zweite Jahr benutzt werden, da alle Zweige abgeschnitten werden. Im folgenden Jahr treibt er neue Zweige, aber diese sind erst im zweiten Jahr wieder verwendbar. Die Manipulation kostet wenig Arbeit, auch ist wenig Überwachung notwendig, da die Wachsläuse angeblich keine Feinde haben; selbst die Ameisen sollen ihnen nichts tun. Kiatingfu und Kientschang teilen sich in den Gewinn, der sehr groß sein soll. In Kientschang sind die Bäume so wertvoll, daß man sie nicht mit dem Feld verkauft, während sie hier bei Kiatingfu mit diesem zusammengehen.